

Jan Gerber

Deutschlandsuche. Zum linken Internationalismus

In: Phase 2 26/2008

Es gibt kaum eine Gegend der Erde, in die die deutsche Linke keine Solidaritätsadresse verschickte. Deutsche Internationalisten halfen beim Kaffeepflücken in El Salvador, lernten nordkurdische von südkurdischen Trachten zu unterscheiden, zwangen ihre Kinder baskisch zu lernen, schickten Idi Amin Solidaritätsgrüße und wussten die politischen Differenzen zwischen den dutzenden palästinensischen Gangs – der DFLP, der PFLP, der Wadi-Haddad-Gruppe, der Fatah usw. – im Schlaf aufzusagen. Nach jedem Putsch in Südostasien, jeder Krise im Nahen und Mittleren Osten oder jeder Botschaftsbesetzung jenseits der Anden meldeten sich die einschlägigen Landeskundeexperten und Solidaritätsgruppen zu Wort, informierten über die Interessen des Westens in diesen Regionen und erklärten die Solidarität zur »Zärtlichkeit der Völker«. Besondere Zärtlichkeit ließen sie dabei jedoch gegenüber Deutschland walten. Egal wohin die hiesige Linke ihre Liebesgrüße nach 1968 verschickte: Wenn sie über die »unterdrückten Völker«, ihre Kulturen, ihre angestammten Rechte und Pflichten redete, sprach sie tatsächlich über Deutschland. Mit ihrem Internationalismus bediente sie vor allem ihr Bedürfnis nach Heimatkunde, Volk und Vaterland.

Links, wo keine Heimat ist?

Für einen großen Teil der Linken, die sich in den fünfziger und frühen sechziger Jahren politisierten – und die sich in Abgrenzung zur arbeiter- und volkstümelnden »alten« Linken (KPD, SEW, IKD, UAPD usw.) als Neue Linke bezeichneten –, verbot sich der positive Bezug auf die deutsche Bevölkerung zunächst. Mit der Parole »Trau keinem über Dreißig« signalisierten sie, dass sie wussten, was ihre Eltern, Großeltern und älteren Geschwister in der Zeit des Nationalsozialismus getrieben hatten. Ganz in diesem Sinn soll die spätere RAF-Mitbegründerin Gudrun Ensslin nach der Erschießung Benno Ohnesorgs bei einer SDS-Versammlung panisch ausgerufen haben: »Die werden uns alle umbringen – ihr wisst, was für Schweine wir hier gegen uns haben. Das ist die Generation von Auschwitz. Man kann mit den Leuten, die Auschwitz gemacht haben, nicht diskutieren.« [1] Und tatsächlich: Durch die Vergasungswünsche, die seinerzeit noch weitaus vehementer als heute formuliert wurden, auf offener Straße geäußerte Forderungen, die Wortführer der Protestbewegung in Konzentrationslager zu sperren, und die weit verbreitete Rede von einem »kleinen Führer«, der nötig sei, um mit den Studenten fertig zu werden, zeigten die Deutschen, dass sie sich trotz Reeducation, Westbindung und der Ablösung des Wehrmacht-Kübelwagens durch den VW-Käfer treu geblieben waren.

Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen suchte sich die Neue Linke ihre Verbündeten zunächst im Ausland. Für einen kurzen Moment schien sie das Marxsche Diktum »Die Arbeiter haben kein Vaterland« in modernisierter Version zu ihrem Leitmotiv machen zu wollen: Linke Studenten pappten sich Bilder Che Guevaras in ihre WG-Küchen, begeisterten sich für Ho Chi Minh und rauchten die kubanischen Zigarren, ohne die auch Fidel Castro nie zu sehen war. Diese Projektion der eigenen revolutionären Sehnsüchte in andere Gegenden der Erde ging jedoch mit einer Re-

Traditionalisierung einher. Studenten und Angehörige der linken Bohème simulierten eine Zeit, in der der linke Zukunftsoptimismus noch weitgehend unbeschadet war, verkleideten sich als Proletarier, lasen die Schriften Lenins und besorgten sich über den chinesischen »Verlag für fremdsprachige Literatur« die Worte des Großen Vorsitzenden Mao Tse-tung. Diese Traditionalisierung hatte zunächst einen spielerisch-ironischen Unterton: [2] Die antiautoritären Studenten schwenkten die Bilder Lenins und Maos um 1967 weniger aus Begeisterung für Zentralkomitees oder Kasernenhofgehorsam. Mao war einerseits Pop – selbst Brigitte Bardot posierte im blauen Mao-Dress –, andererseits wussten die antiautoritären SDSler, dass die Landsleute mit kaum etwas so zu provozieren waren wie mit Bildern des russischen und chinesischen Revolutionsführers; sie wussten, dass die Deutschen auf kaum etwas so panisch reagierten wie auf die Vorstellung russischer Panzer auf dem Kurfürstendamm oder der Chinesen am Rhein. (Unvergessen bleibt in diesem Zusammenhang Kurt Georg Kiesingers Wahlkampf-Ausspruch: »Ich sage nur: China, China, China!«) Parallel zu Lenin und Mao lasen die Vertreter der Protestbewegung dementsprechend die »Dialektik der Aufklärung«, die »Studien zum autoritären Charakter« oder die rätekommunistischen Schriften der Weimarer Zeit.

Immer auf der Seite der Völker

Dieser ironisch-distanzierte Umgang mit den Vordenkern der »alten« Linken – der von Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Co. allerdings nie gepflegt worden sein dürfte [3] –, hielt jedoch nicht lange an. Je intensiver sich die Neue Linke auf Lenin und Mao bezog, umso stärker wandelte sich auch ihre Vorstellung von Internationalismus. In der Aufbruchphase um 1967 pflegte die Neue Linke, wie sich Dan Diner erinnerte, noch einen Internationalismus »in einem sehr jüdischen, nämlich kosmopolitischen Sinn«. [4] Soll heißen: Im Protest gegen den Vietnamkrieg ging es vorerst nicht so sehr um eine Verteidigung der Nation Vietnam gegen die Nation Amerika, sondern um das Startsignal für den Kampf für die staaten- und klassenlose Weltgesellschaft; der »Heiligen Allianz« der Konterrevolution« sollte, wie es auf dem Berliner Vietnamkongress im Februar 1968 hieß, der »globale Befreiungskampf«, der »Kampf gegen die Zerstückelung der Welt und des Menschen«, der Kampf »für eine befreite Welt und einen neuen Menschen« entgegengestellt werden. [5] Mit zunehmender Orientierung an einem maoistisch interpretierten Marxismus-Leninismus übernahm die Neue Linke jedoch die Verherrlichung der »guten« und »unterdrückten Völker«, die schon von Seiten der Komintern betrieben worden war. Der kosmopolitische Internationalismus, der ohnehin nur für einen kurzen Moment aufgeblitzt war, wurde von der Glorifizierung völkischer Befreiungsmythen, des »Selbstbestimmungsrechts der Völker« und »angestammter Rechte« abgelöst.

Zu dieser Idealisierung von »Ethnizität« gesellte sich – nicht zuletzt bei denjenigen, die sich dem autoritären Parteikommunismus der K-Gruppen, mit deren Gründung die antiautoritäre Phase zu Beginn der siebziger Jahre liquidiert wurde, verweigert hatten – am Ende des »roten Jahrzehnts« (Gerd Koenen) schließlich die positive Bezugnahme auf Kategorien wie »Kultur«, »Autochthonie« und »kulturelle Identität«. Ähnlich wie die Rechte, die den verpönten Ausdruck Rasse nach 1945 zusehends durch den »vornehmen Begriff Kultur« (Adorno) ersetzte [6], tauschte die Linke ihren

Begriff Volk im Laufe der Jahre schließlich nahezu vollständig gegen das Wort Kultur ein. Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre, so umschreibt Ulrich Menzel die Veränderung der Protestbewegung in dieser Zeit aus einer anderen Perspektive, erfolgte »der Paradigmenwechsel von der politökonomischen Analyse zur Wiederentdeckung der Kultur«. [7] Die Linke begann, wie auch Wolfgang Pohrt in einem Rückblick feststellte, die »fernen Exoten nicht mehr als Rebellen [zu] schätzen, sondern sie als wertvolle Kulturträger mit therapeutischen Fähigkeiten zu verehren«. [8] Hatte die deutsche Linke zunächst ihre revolutionären Sehnsüchte in den Trikont verlagert, bediente sie hier nun ihr Bedürfnis nach Ethnotänzen, Trachtengruppen und Volksmusik. Der Revolutionskitsch, der nach dem Südamerika-Urlaub zuhause als Mitbringsel verteilt wurde, wurde durch Kunstgewerbe ersetzt; das Bild des Commandante Che Guevara verschwand zugunsten von El Kondor Pasa, Panflöten und Ponchos. Kultur wurde nicht mehr – wie selbst noch von Lenin – als widersprüchliche Größe wahrgenommen; ihr wurde vielmehr per se ein emanzipatorischer Gehalt und ein Widerstandspotential gegen die kritisierte Vereinheitlichung von Lebensstilen im Kapitalismus zugeschrieben. Kapitalismuskritik mutierte so allmählich zur Kritik der Moderne und der Zivilisation; antikapitalistische Agitation schlug in antiwestliches Ressentiment um; und die Kritik an Ausbeutung und Unterdrückung wurde zur Kritik der »Amerikanisierung«.

Bei denjenigen, die sich nicht vollständig ins Private, in die Toskana oder ins Kunstgewerbe zurückzogen, schlug sich dieser Rekurs auf das national und kulturell Eigene u.a. in den Reaktionen auf die Machtübernahme der Mullahs im Iran, die Politik der Roten Khmer in Kambodscha und in der positiven Bezugnahme auf die afghanischen Mudschaheddin, die Frauen wieder unter den Schleier zwangen, Schulen schlossen und medizinische Einrichtungen zerstörten, nieder: Joscha Schmierer, damals Chef des Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW), später Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, reiste 1978 mit einer KBW-Delegation nach Kambodscha und wurde dort von Pol Pot empfangen. Nach der iranischen Revolution 1979/80 freuten sich Autoren der Zeitschrift Autonomie darüber, »wie die Religion einem Volk als Waffe im revolutionären Kampf dienen kann«. [9] Und die Parole »Russen raus aus Afghanistan« vereinte die CDU mit den Grünen, die SPD mit der KPD und die Autonomen mit John Rambo.

Korrektiv Sowjetunion

Wenn die hiesige Linke im Trikont nicht nur auf völkische Schlächter, sondern auch auf Bewegungen traf, in deren Aktivitäten die Perspektive der Befreiung zumindest teilweise aufgehoben war, sind die Gründe hierfür ausgerechnet in der Existenz des Staates zu suchen, der von den K-Gruppen immer wieder als »sozialimperialistisch« denunziert wurde. Die Existenz der Sowjetunion und das System der Blockauseinandersetzung sorgten dafür, dass die neulinke Verlagerung revolutionärer Sehnsüchte in die Peripherie nicht ausschließlich projektiven Charakter hatte. [10] So waren die jungen Nationalstaaten, von deren Territorium sich Franzosen, Belgier, Briten usw. im Rahmen der Entkolonialisierung kurz zuvor zurückgezogen hatten, in der Regel darauf angewiesen, sich in den sowjetisch dominierten Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) zu integrieren. Eintrittskarte in diese Handelsstrukturen der zweiten Welt war nicht allein die Orientierung am marxistisch-leninistischen Befreiungsvokabular. Die trikontinentalen Handels- und Bündnispartner des RGW sahen sich auf Druck der Sowjetunion darüber hinaus immer wieder

gezwungen, gewisse zivilisatorische Mindeststandards einzuhalten. Unter Castro, Ortega, Ho Chi Minh oder Nadjibullah wurden Kampagnen gegen »Verbrechen auf der Grundlage von Sitten und Gebräuchen« durchgeführt, Schulen eröffnet und medizinische Stationen errichtet.

Mit dem Untergang des Ostblocks und dem Ende der Blockkonfrontation verschwand dieses Korrektiv des Internationalismus jedoch. Das völkische Programm, das von der marxistisch-leninistischen Rhetorik ohnehin oftmals nur mühsam kaschiert worden war, kam unverstellt zum Vorschein; der rote Oktober wurde als Bezugsgröße der »Verdammten der Erde« (Fanon), der Underdogs in der Dritten Welt, durch die Revolution im Iran und die Intifada abgelöst. Zu dieser Zeit bezog sich die Solidaritätsarbeit eines großen Teiles der Linken jedoch schon weniger auf emanzipatorische Forderungen der jeweiligen Bewegungen im Trikont als auf deren Verteidigung der »eigenen Kultur« gegen äußere Einflüsse. Als sich die letzten Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt nach dem Untergang des Ostblocks auch noch von ihrem revolutionären Vokabular verabschiedeten, sorgte das bei ihren Verbündeten in der Bundesrepublik nur noch partiell für Verunsicherung. Ein Teil der marxistisch-leninistischen, autonomen und antiimperialistischen Internationalisten hielt zwar auch nach 1989 an der Praxis fest, den immer jünger werdenden, in khakifarbene Uniformen gehüllten Männern in der Dritten Welt – bewaffnete Frauen verschwanden mit dem Untergang der Sowjetunion zumeist aus der trikontinentalen Internationalismus-Ikonografie – unabhängig von ihrer politischen Praxis oder allein aufgrund ihrer Militanz einen emanzipatorischen Gehalt zuzuschreiben. Immer häufiger wurde jedoch auf solche Projektionen verzichtet und nur noch affirmativ auf den Antimodernismus und die Zivilisationsfeindschaft der entsprechenden Organisationen verwiesen. Statt den Entwicklungsländern Geld für ihre ökonomische und politische »Gesundung« zur Verfügung zu stellen, so empörte sich beispielsweise ein Autor der Tageszeitung Junge Welt kurz nach 9/11, werde auf »schmählichste Art versucht, die Dritte Welt zu amerikanisieren«. [11] Im Autonomen-Blatt Interim beschwerte man sich zur gleichen Zeit über Flugblätter mit der Aufschrift »Lang lebe die Zivilisation!« [12] Und in der inzwischen nur noch online erscheinenden Zeitschrift Kalaschnikow wurde der Islamismus im Juni 2002 schließlich als der »universalistische Interna[tiona]lismus der arabischen Welt« gefeiert: »Die islamistischen Volksbewegungen in Arabien kämpfen unter religiösen Vorzeichen für nationale Unabhängigkeit und die Lösung der sozialen Frage. Die Linke in Europa braucht über die rückständigen Erscheinungsformen und relig[i]ösen Mystizismus dieser Bewegungen nicht die Nase zu rümpfen und politische Korrektheit einfordern. Der Charakter dieser Bewegungen entspricht dem Entwicklungsstand des Nahen Ostens. Revolutionär ist der Islamismus dann, wenn die Parole von der Schaffung eines arabischen Nationalstaates und der Kampf gegen den Imperialismus Ernst gemeint sind. Da[s]s Frauen auch unter dem Schleier Parlamentsabgeordnete und Professorinnen werden können, zeigt der Iran.« [13]

Die Rückkehr nach Deutschland und die Befreiung von Auschwitz

Während sich die Verherrlichung »unterdrückter Völker«, ihrer Kultur und ihrer »kulturellen Identitäten« zunächst vor allem auf die Gegebenheiten der Dritten Welt bezog, kam schon in zahlreichen Schriften aus den siebziger Jahren das Bedürfnis zum Ausdruck, die Kategorien des

Befreiungsnationalismus auch auf Deutschland anzuwenden. »Über den Umweg der Dritten Welt«, so Dan Diner, »hat sich ein positiver Bezug zur nationalen Identität, zu Deutschland hergestellt.« [14] Den Hauptfeind verortete die Neue Linke mit Karl Liebknecht zwar weiterhin im eigenen Land. Als zentraler Gegner galt jedoch nicht mehr, wie noch beim Gründungsvater der KPD, die »deutsche Kapitalistenklasse«; als Hauptfeind wurden vielmehr die amerikanischen und sowjetischen Besatzungstruppen ausgemacht, diejenigen also, die Europa vom nationalsozialistischen Joch befreit und das Dritte Reich niedergedrückt hatten. Die Revolutionären Zellen erklärten schon 1976, dass sie ihren Kampf »als den eines kolonisierten Volkes, dessen Territorium von der bundesdeutschen Regierung dem US-Imperialismus als Hauptversorgungsgebiet und als militärische und strategische Zentrale [...] bereitgestellt wurde«, betrachten würden. [15] Der Schriftsteller Hermann Peter Piwitt beschwerte sich 1981 in der Konkret über ein gedrücktes Nationalgefühl, dem die revolutionären nationalen Traditionen abgeschnitten worden seien, eine »amerikahörige Kultivierung« und eine »Yankee-Sprache«, »die mit ›Fighting‹ und ›dope‹, ›Power‹ und ›message‹ uns selbst dort noch beherrscht, wo wir Widerstand leisten«. [16] Und Thomas Schmid, zum damaligen Zeitpunkt Redakteur der Zeitschrift Autonomie, erklärte 1978: »Ich mag diese Unterwürfigkeit nicht mehr: von ausländischen Genossen nur akzeptiert zu sein, wenn ich mein eigenes Land verleugne. Das ist eine Sackgasse, das steht in der Tradition der imperialistischen Entnazifizierung durch die gottverdammten Yankees, die die Demokratie bei uns verordnet haben.« [17] Die maoistische KPD/ML ging ab 1975 schließlich zur Position der »Vaterlandsverteidigung« über: Die »Besatzungsmächte und ihre Lakaien« müssten »von deutschem Boden« vertrieben werden, um ein »vereintes, unabhängiges, sozialistisches Deutschland« zu schaffen. [18]

Diese Versuche, die Kategorien des Befreiungsnationalismus auf die Situation in der Bundesrepublik zu übertragen, gingen mit der Wiederentdeckung des »deutschen Volkes« einher. War die Protestbewegung der sechziger Jahre anfangs noch stark von Adorno, Horkheimer, Marcuse und ihrer pessimistischen Einschätzung des revolutionären Potentials der Arbeiterschaft in den Industrieländern geprägt, trat seit dem Beginn der siebziger Jahre eine Mischung aus marxistisch-leninistischem Prolet- und maoistischem Volkskult an die Stelle der Auseinandersetzungen mit der Kritischen Theorie. Die deutlichsten Zeichen für diesen Wandel waren die Auflösung des antiautoritären SDS und die Gründung zahlreicher maoistischer Kadergruppen, die sich als Avantgarde des deutschen »werktätigen« Volkes betrachteten. Im Rahmen dieser Entwicklung überschrieben die »Leninisten mit Knarre« (Agit 883) von der RAF ihre zweite programmatische Schrift mit den Worten »Dem Volk dienen«; die KPD/ML gab 1974 die Parole »Deutschland dem deutschen Volk!« aus. [19] Bei einem Krieg zwischen den beiden »Supermächten«, so ihr Vorsitzender Ernst Aust, müsse sich die Partei »mit jedem verbünden, der bereit ist, mit uns gemeinsam jeden Angreifer, jeden Besatzer vom Boden unserer Heimat zu vertreiben«. [20]

In dem Maß, in dem die positive Bezugnahme auf das »deutsche Volk« zunahm, wurde auch die noch 1968 offen kritisierte NS-Vergangenheit der »ganz normalen Deutschen« immer weniger thematisiert: »So wenig sich die bundesdeutschen Linken seit den siebziger Jahren für die Opfer der deutschen Eroberungs- und Vernichtungspolitik interessierten oder sich gar mit den

Überlebenden solidarisierten, so wenig befassten sie sich mit den Tätern. Nur in den kurzen Jahren des Aufbruchs um 1968 quälten sich deutsche Linke ernsthaft mit der Frage, was ihre Eltern ›damals‹ gemacht hatten, protestierten sie gegen alte Nazis, die wieder an den Universitäten lehrten und gegen den einen oder anderen Politiker, der als ehemaliger Nazi ›enttarnt‹ wurde.« [21]

Diese Verdrängung stand nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich im unmittelbaren Zusammenhang mit der Wiederentdeckung des deutschen Volkes und seines Proletariats, der Bezugnahme auf Kultur und »kulturelle Identitäten« sowie der Übertragung der Kategorien des Befreiungsnationalismus auf die Situation in Westeuropa. Alle drei Motive stoßen in Deutschland notwendigerweise an eine »absolute Schranke« [22]: Auschwitz. Die Verbrechen des Nationalsozialismus stehen der Identifikation mit »dem Volk« – der zentralen Grundlage für die Anwendung der Kategorien des Befreiungsnationalismus auf das Herkunftsland – in Deutschland im Wege. Zwar wurde die deutsche Bevölkerung im Rahmen der linken Vulgärauffassung von Faschismus und Nationalsozialismus immer wieder von der Schuld für die Verbrechen des Nationalsozialismus freigesprochen. Allein die Wut und die Vehemenz, mit denen die – von niemandem erhobene – Kollektivschuldthese regelmäßig als rassistisch denunziert wurde und teilweise noch immer wird, zeugen jedoch von der Ahnung der tatsächlichen Integration der Deutschen in das System der nationalsozialistischen Verbrechen.

Deutsch-palästinensische Freundschaft

Die Sehnsucht nach Deutschland zog für die deutsche Linke im internationalen Rahmen eine weitere Feinderklärung nach sich. Just zu dem Zeitpunkt, zu dem die Protestbewegung auf Distanz zum kosmopolitischen Internationalismus ging, verabschiedete sie sich auch von ihrer bis dahin gepflegten Freundschaft mit Israel. Der Grund: Die deutschen Verbrechen, die die ersehnte Identifikation mit Volk und Vaterland behindern, finden ihre Manifestation vor allem in der Existenz des Staates, der sich als Staat der Überlebenden des Holocaust begreift. »Wer von Israel spricht,« so Detlev Claussen, »thematisiert, ob er will oder nicht, die Massenvernichtung der europäischen Juden.« [23] Dieser Zusammenhang zwischen der Gründung des jüdischen Staates und der deutschen Tat Auschwitz sollte und soll durch die permanenten Gleichsetzungen von Zionismus und Nationalsozialismus suspendiert werden. Eine Vorgängerorganisation der Bewegung 2. Juni behauptete schon 1969, dass aus »den vom Faschismus vertriebenen Juden [...] selbst Faschisten geworden« seien. [24] Mehr als 35 Jahre später bewies Heike Hänsel, Attac-Aktivistin und für die Partei Die Linke im Bundestag tätig, dass solche Vergleiche noch immer eine ungebrochene Faszination auf die Linke ausüben: Aus Anlass der israelischen Operation »Gerechter Lohn« im Sommer 2006 erklärte sie, dass Israel im Libanon einen »Vernichtungskrieg« führe. [25] Angesichts ähnlicher Aussagen verwies Alain Finkielkraut bereits vor mehr als 20 Jahren auf die tatsächliche Funktion der Faschismusvorwürfe an Israel: »Allein der Vergleich an sich ist schon ein Skandal. Man muss um jeden Preis Auschwitz aus dem Gedächtnis der Menschen auslöschen wollen, um einen solchen Vergleich anzustellen. Tatsächlich werden sich an dem Tag, an dem man

bewiesen hat, dass die Opfer genauso schuldig sind, wie die Henker, die Henker oder die Kinder der Henker erleichtert fühlen.« [26]

Während Israel von linksdeutscher Seite ab 1967/68 neben den USA zur zentralen Bastion des Bösen erklärt wurde, stilisierte die Neue Linke die politischen Organisationen der Palästinenser, die bis dahin als Hort der Reaktion und des Feudalismus galten [27], zum revolutionären Subjekt per se. Aufgrund ihrer Feindschaft zu Israel, dessen pure Existenz die euphorische Deutschlandsuche der Neuen Linken denunzierte, wurden die diversen palästinensischen Banden, Gangs und Rackets zu den zentralen Identifikationsgrößen des deutschen Internationalismus. »Was die Palästinenser für die westdeutsche Linke so sympathisch macht, was ihr erlaubt, sich mit den Palästinensern zu identifizieren,« so erklärte Wolfgang Pohrt schon Anfang der achtziger Jahre, »ist die Annahme, die Palästinenser führten eigentlich einen Stellvertreterkrieg für genuin deutsche Wünsche, Vorstellungen und Ideale: für völkische Einheit und nationale Selbstbestimmung auf deutscher Scholle. Die Palästinenser firmieren gewissermaßen als der große militante Heimatvertriebenenverband, den die Westdeutschen [...] gern hätten, den sie sich aber nicht leisten können.« [28]

In diesem Zusammenhang mag es zwar stimmen, dass es, wie die Chronisten des hiesigen Internationalismus regelmäßig betonen, in den siebziger und achtziger Jahren weniger Palästina-Komitees als Solidaritätsgruppen für El Salvador, Chile, Nicaragua usw. gab. Hieraus kann allerdings nicht geschlossen werden, dass die Palästina-Solidarität für die deutsche Linke nur eine untergeordnete Rolle spielte. Keinem Verein in der Dritten Welt hielten die hiesigen Freunde der Völker und Kulturen über einen so langem Zeitraum die Treue wie der PLO; bei keinem Konflikt ähnelten sich die Sprachmuster, Redewendungen und Analysen der sonst zutiefst zerstrittenen Leninisten, Spontaneisten, Stadtguerilleros usw. so sehr wie bei den Auseinandersetzungen im Nahen Osten. Angesichts dieser großen Einheit war kein weit verzweigtes Netz kontinuierlich arbeitender Palästina-Gruppen nötig: Die gesamte Linke war ein riesiges Palästina-Komitee; ihr Mitgliedsausweis war das Palästinensertuch, das zugleich als strömungsübergreifender Zugehörigkeitsbeweis zur Linken galt.

Fazit

Im Rückblick betrachtet, scheint sich hinter dem Aufbegehren der frühen Protestbewegung gegen den »Muff von tausend Jahren« – einem der zentralen Hintergründe des frühen neulinken Internationalismus – weniger Kritik an Deutschland verborgen zu haben. Die Vertreter der Neuen Linken schienen ihren Eltern, Großeltern und älteren Geschwistern Auschwitz nur übel genommen zu haben, weil der Massenmord die Identifikation mit Volk und Vaterland scheinbar unmöglich machte. Diese Zeit ist inzwischen vorbei. Die parlamentarische Linke und ihre außerparlamentarischen Vorfeldorganisationen, die entwicklungspolitischen Gruppen, schwarzen Blöcke, Clowns Armies usw., begreifen Auschwitz nicht mehr als ultimative narzisstische Kränkung des nationalen Kollektivs. Nach einer etwa 20jährigen Orientierungsphase zieht die Linke – und einige wenige Zeitschriftenprojekte und Kleinstgruppen, die mit der Frage nach »Herrschaft und Entwicklung in den globalen Interventionszonen« nicht auf Deutschlandsuche gehen, erlauben es nicht, hier Einschränkungen vorzunehmen – aus dem Massenmord inzwischen ein besonderes

Geltungsbedürfnis. Bereits in den achtziger Jahren begründeten weite Teile der Linken ihren Internationalismus nicht mehr allein mit dem vermeintlichen Recht ihrer Schützlinge auf Heimat und gegenseitige Quälereien unter Ausschluss auswärtiger Mächte. Sie rechtfertigten ihr Engagement zugleich regelmäßig mit der eigenen Herkunft: »Aufgrund der deutschen Vergangenheit«, so war in der Taz und anderen linken Publikationen in den achtziger Jahren immer wieder zu lesen, »müssen gerade wir gegen Unrecht vorgehen, sind gerade wir besonders gegenüber Unrecht sensibilisiert.« [29] Gemeinsam mit den vormaligen Haschrebellen, Freudomarxisten, Pablisten, Lambertisten, Salon- und Werktorbolschewisten ist dieses Begründungsmuster inzwischen in den Institutionen angekommen. Die deutsche Sensibilisierung »wegen Auschwitz«, von der die Taz schon in den achtziger Jahren sprach, kann sich mittlerweile sowohl in der Forderung nach Interventionen der Bundeswehr als auch in der Ablehnung von Kriegseinsätzen äußern. Gerade aufgrund der deutschen Vergangenheit, so wurde der deutsche Angriff auf Rest-Jugoslawien 1999 gerechtfertigt, habe die Bundesrepublik die Pflicht, militärisch in den Konflikt einzugreifen. Nur wenige Jahre später wurde mit dem gleichen Argumentationsmuster die deutsche Nichtbeteiligung an der Absetzung des antisemitischen Diktators des Irak und die damit verbundene offizielle Reaktivierung des »deutschen Weges« begründet. In beiden Fällen schwieg der Teil der Linken, der seinen Marsch durch die Institutionen wegen Überfüllung vorerst noch nicht antreten konnte, nicht nur. Er unterstützte seine Regierung vielmehr aus vollem Herzen. Die Deutschlandsuche der Neuen Linken war insofern überaus erfolgreich.

Anmerkungen

- 1 Zit. nach Kurt Oesterle: »Nur für Stammheim spreche ich«, in: Taz vom 24. April 2002.
- 2 Vgl. u.a. Gerd Koenen: Das rote Jahrzehnt, Frankfurt am Main 2002, S. 145.
- 3 Vgl. hierzu etwa Uli Krug: Mythos Dutschke, in: Bahamas 52 (2007).
- 4 Dan Diner: Linke und Antisemitismus, in: Karlheinz Schneider, Nikolaus Simon (Hrsg.): Solidarität und deutsche Geschichte, Berlin 1984, S. 79.
- 5 In: Verlag kommunistischer Kampf (Hrsg.): Der Internationale Vietnamkongress 1968. Redebeiträge und Erklärungen (Nachdruck der Originaldokumentation), Berlin 1998, S. 64.
- 6 Theodor W. Adorno: Schuld und Abwehr, in: ders.: Gesammelte Schriften 9/2, Frankfurt am Main 1975, S. 77.
- 7 Ulrich Menzel: Das Ende der »Dritten Welt« und das Scheitern der großen Theorie, in: PVS 1 (1991).
- 8 Wolfgang Pohrt: Stammesbewusstsein, Kulturnation, Berlin 1984, S. 100.
- 9 Ahlrich Meyer: Die Lehre Dr. Schariat's, in: Autonomie/Neue Folge 1 (1979).
- 10 Ausführlicher hierzu Jan Gerber: Von Lenin zu Al Kaida. Kleine Geschichte des Antiimperialismus, in: Prodomo 3 (2006).
- 11 Gerhard Branstner: Fanal Manhattan, in: Junge Welt vom 17. September 2001.
- 12 Frosch&Qualle&Haifisch: Die Hunde bellen und die Karawane weint, in: Interim 535 (2001).
- 13 Kolja Wagner: Palästina und die arabische Revolution, in: Kalaschnikow Online 2 (2002).
- 14 Dan Diner: Linke und Antisemitismus, S. 77.
- 15 In: ID-Archiv (Hrsg.): Die Früchte des Zorns. Bd. 1, Berlin 1993, S. 160.
- 16 Hermann Peter Piwitt, Gerd Fuchs: Heimat ist ein besetztes Land (Interview), in: Konkret 9 (1981).
- 17 Thomas Schmid, in: ders. u.a.: Gespräch über die politische Kultur in Deutschland (Diskussion), in: Heinz Brüggemann u.a. (Hrsg.): Über den Mangel an politischer Kultur in Deutschland, Berlin 1978, S. 112 f.
- 18 ZK der KPD/ML: Deutschland dem deutschen Volk. Erklärung des ZK der KPD/ML zur nationalen Frage, in: Der Weg der Partei 1 (1974).
- 19 Ebd.

- 20 Ernst Aust: Kampf der wachsenden Kriegsgefahr durch die zwei Supermächte, Dortmund o.J. [vermutl. 1974/75], S. 18.
- 21 Ingrid Strobl: Das unbegriffene Erbe, in: Shelley Berlowitz u.a. (Hrsg.): Antisemitismus in der Linken, Zürich 1994, S. 12.
- 22 Dan Diner: Negative Symbiose, in: Babylon 1 (1986).
- 23 Detlev Claussen: Versuch über den Antizionismus, in: Leon Poliakov: Vom Antisemitismus zum Antizionismus, Freiburg 1993, S. 18.
- 24 Schwarze Ratten TW [Tupamaros Westberlin]: Schalom und Napalm (Faksimile des Bekenner Schreibens zum Bombenanschlag auf das Jüdische Gemeindehaus in Westberlin), in: Michael »Bommi« Baumann: Wie alles anfang, Berlin o.J., S. 75.
- 25 Vgl. <http://www.heike-haensel.de/010806.htm>.
- 26 Zit. nach Susann Heenen: Deutsche Linke, linke Juden und der Zionismus, in: Dietrich Wetzell (Hrsg.): Die Verlängerung von Geschichte, Frankfurt am Main 1983, S. 104.
- 27 Vgl. Michael Landmann: Das Israelpseudos der Pseudolinken, Berlin 1971.
- 28 Wolfgang Pohrt: Kreisverkehr, Wendepunkt, Berlin 1984, S. 13.
- 29 Zu dieser Entwicklung vgl. Eike Geisel: Die Banalität der Guten, Berlin 1992.